

Über die Autorin:

Beverly Lewis wurde im Amisch-Land in Lancaster/Pennsylvania geboren. Ihre Großmutter wuchs in einer Mennonitengemeinde alter Ordnung auf. Sie hat 3 erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in Colorado.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-259-8

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2009 by Beverly M. Lewis

Originally published in English under the title *The Missing*
by Bethany House, a division of Baker Publishing Group, Grand Rapids,
Michigan, 49516, USA

All rights reserved.

German edition © 2011 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH
35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Silvia Lutz

Cover design by Dan Thornberg, Design Source Creative Services

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /
Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer

www.francke-buch.de

Prolog

Heute am frühen Morgen entdeckte ich das Taschentuch meiner Mutter im Maisfeld. Als ich die Reihe zwischen den Maispflanzen zur Hälfte zurückgelegt hatte, lag es plötzlich vor mir: weiß, aber durch die Regenfälle der letzten Zeit schmutzverschmiert. Nur eine Seite des bestickten Saumes war zu sehen, der Buchstabe *L* ragte aus der Furche heraus, als wolle er meine Aufmerksamkeit erregen. Ich starrte das Tuch an, und die Gefühle der letzten drei Wochen drohten wieder hochzukommen und mich zu erdrücken.

Ich bückte mich und umklammerte das mit Erde verklebte Taschentuch. Dann legte ich den Kopf in den Nacken, sah zum Himmel hinauf und atmete die Frische dieses neuen Tages tief in mich ein.

Zweimal war ich jetzt schon durch das Feld gewandert, durch das Mama manchmal spätabends in den Wochen, bevor sie verschwand, spazieren ging. Genauso wie unsere Schafe war sie immer wieder auf den gleichen Pfaden gegangen, bis sich die Spuren ihrer Schritte in die Erde eingegraben hatten. Ich fragte mich unweigerlich, wohin der ausgetretene Weg sie im Licht des einsamen Mondes geführt hatte. Ich betrat diesen Weg nur im Tageslicht, wenn ich von Gedanken an sie und der Hoffnung, irgendetwas von ihr zu hören, getrieben wurde.

Ich schüttelte die Erde von dem Taschentuch und fuhr mit dem Finger den gestickten Buchstaben nach, der weiß auf weiß verrät, wem dieses Taschentuchs gehört. So schlicht und doch so hübsch.

Meine Hand fasste das Taschentuch fester und Tränen liefen mir übers Gesicht. „Mama, wo ist du?“, flüsterte ich in den leichten Wind hinein. „Was ist mit dir?“



Als später die Frühstücksvorbereitungen im Gange waren, lief meine jüngere Schwester Mandy nach oben, um in dem Zimmer, das früher das gemeinsame Schlafzimmer unserer Eltern gewesen war, sauberzumachen. Das einsame Zimmer, in dem *Dad* immer noch schlief.

Durch Mamas Taschentuch immer noch aufgewühlt, wanderte ich

unruhig durch die Küche und schob die Mückengittertür auf. Ich lehnte mich daran und starrte auf das leuchtend grüne Feld hinaus, dessen Reihen genauso gerade waren wie die Telefonmasten weiter unten in der Nähe der Route 340. Dort, wo die modernen, eitlen Leute wohnten.

Ich griff unter meine lange Arbeitsschürze und berührte das schmutzige Taschentuch in meiner Kleidtasche. *Mamas Taschentuch*. Hatte ich mich unbewusst nach einem solchen Erinnerungsstück gesehnt? Nach etwas Greifbarem, an das ich mich klammern konnte?

Mit einem Seufzen eilte ich durch den Flur in der Mitte des großen Doppelhauses und stieg die Treppe hinauf. Verschiedenes deutete darauf hin, dass Mamas erster Freund aus längst vergangenen Tagen ein möglicher Grund für ihr Verschwinden sein könnte. Aber ich hatte beschlossen, daran festzuhalten, dass Mama Dat treu geblieben war, egal, wie verdächtig manches erschien.

Ich trat in das große Schlafzimmer unserer Eltern mit den glänzenden Bodendielen, der handgebauten Kommode und der Truhe vor dem Bett. „Ich will dir etwas zeigen, Mandy“, sagte ich.

Meine Schwester umklammerte das Brett am Fußende des Bettes. „Was denn?“

Ich steckte die Hand in meine Tasche und schob sie an Mamas Taschentuch vorbei, bis ich den Zettel fand. „Nur damit du es weißt: Dat habe ich es schon gezeigt.“ Ich atmete langsam ein. „Ich will nicht, dass du dich aufregst, aber ich habe eine Adresse in Ohio, wo Mama sich vielleicht aufhält.“ Ich zeigte ihr, was unsere Großmutter mir gegeben hatte.

„Woher um alles in der Welt hast du das?“

Ich erzählte ihr so vorsichtig wie möglich, dass mir zufällig ein Brief in die Hände gefallen war, den *Dawdi* Jakob geschrieben hatte, als Mama jung gewesen war. Damals waren sie und unsere Großmutter in den Westen gefahren, um einer kranken Verwandten zu helfen.

„Aber warum denkt ihr, dass sie ausgerechnet dorthin gefahren sein könnte?“ Mandys braune Augen waren so groß wie Untertassen.

„Das ist nur eine Vermutung.“ Ganz ehrlich gesagt, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was Mama sich dabei dachte, überhaupt irgendwohin zu fahren. Ganz zu schweigen davon, dass sie einige Gedichtbände von Samuel Graber im Gepäck hatte. „Ich hoffe, dass ich bald weiß, ob ich mit meiner Vermutung richtigliege“, fügte ich hinzu.

Sie starrte mich ungläubig an. „Wie?“

„Ganz einfach. Ich werde in dieser Pension anrufen.“

Mandy nahm mir den Zettel aus der Hand und hielt ihn zitternd zwischen den Fingern. „Oh, Grace ... du glaubst wirklich, dort könnte sie sein?“

Plötzlich konnte ich wieder freier atmen. „Das würde es mir ersparen, jemanden zu bitten, mit mir dorthin zu fahren, um sie zu suchen.“ Ich biss mir auf die Lippe. „Und Dat sagt, dass ich erst anrufen muss. Sonst darf ich überhaupt nicht fahren.“

„Daraus kannst du ihm keinen Vorwurf machen.“ Mandy seufzte laut. Dann begann sie, mehrmals den Kopf zu schütteln und die Stirn zu runzeln.

Ich berührte ihre Schulter. „Was ist, kleine Schwester?“

Sie zuckte die Achseln und blieb still.

„Was hast du denn, Mandy?“

„Es ist nur so furchtbar gefährlich da draußen in der modernen Welt der Englischen.“

„Ach, Mandy.“ Ich legte ihr die Hand auf den Arm. „Mama kann gut auf sich aufpassen. Darauf müssen wir fest vertrauen.“

Sie nickte langsam, aber in ihren braunen Augen schimmerten Tränen. Doch dann wischte sie sich schnell die Augen und das Gesicht mit der Schürze ab. Sie schüttelte wieder den Kopf. „Du hast recht. Wir müssen darauf vertrauen, dass der Herr auf sie aufpasst.“

Mit einem Lächeln stimmte ich ihr zu.

Mandy lehnte den Kopf an meine Wange. „Ich hoffe, du verlässt uns nicht auch Hals über Kopf. Das könnte ich nicht ertragen, Gracie.“ Sie trat zurück und schaute mich mit flehenden Augen an. „Und falls du Mama am Telefon erwischst, sag ihr bitte, wie sehr ich sie vermisse. Wie sehr wir *alle* sie vermissen.“ Mandy sah jetzt glücklicher aus. „Und dass sie nach Hause kommen soll!“

Ich drückte ermutigend ihren Arm und erinnerte mich, wie Dats Augen gestrahlt hatten, als ich ihm heute Morgen die Adresse gezeigt hatte. Wie er sich zum Küchenfenster umgedreht und seine Augen geleuchtet hatten, während er das zweistöckige Schwalbenhaus wortlos betrachtete. Ob er wohl Angst hatte, er könnte sich zu große Hoffnungen machen? Oder steckte mehr dahinter?

Aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um sich mit diesen Fra-

gen aufzuhalten. Ich musste mir überlegen, was ich am Telefon sagen würde. Wie ich erklären sollte, wer ich war und warum ich anrief.

Mandy ging um das Bett herum, griff nach dem obersten Laken und zog es glatt. Danach legte sie ordentlich die Quiltdecke darüber. Sie bedachte mich mit einem traurigen Lächeln. Als wir mit Dats Zimmer fertig waren, sagte sie nichts mehr, sondern ging nur nach unten, um die Frühstückseier zu verquirlen.

Ich ging in mein Zimmer, das ein paar Türen weiter auf demselben Gang lag. Dort zog ich Mamas schmutziges Taschentuch aus meiner Schürze. *Wirst du überhaupt ans Telefon gehen ... wenn du hörst, wer dich anruft?*

Dann legte ich das Taschentuch so vorsichtig, als wäre es ein kleines Baby, mit einem Gebet in meinem Herzen in meine Kommodenschublade. *Gib mir den nötigen Mut, Herr.*

*Für alles, was du verloren, hast du etwas gewonnen,
und für alles, was du gewinnst, verlierst du etwas ...*

Ralph Waldo Emerson

Kapitel 1

Adah Esh schlüpfte aus ihrem warmen Bett, nachdem sie länger als gewöhnlich geschlafen hatte. In der Stille des frühen Morgens schlich sie auf Zehenspitzen zum Ende des Gangs in das Zimmer, das sie als Nähzimmer benutzte. Das gemütliche Zimmer im ersten Stockwerk hatte zwei Fenster, die nach Nordosten hinausgingen. Adah zog die dunkelgrüne Jalousie nach oben und schaute auf die Weite der Felder und Wiesen und des Himmels hinaus. Feine, gelbe Strahlen spannten sich bereits wie ein großer Fächer über den Rand des Horizonts.

Seit Lettie vor fast einem Monat weggegangen war, fühlte sich Adah getrieben, hierherzukommen und den neuen Tag und alles, was er bringen würde, Gott hinzulegen. Diese Gewohnheit, den Tag in Gottes Hände zu legen, hatte sie bei Lettie beobachtet, die als Jugendliche den Tag immer an ihrem Schlafzimmerfenster begonnen hatte. Manchmal waren ihre Schultern unter dem Geheimnis, das sie schwer belastete, gebeugt gewesen. An anderen Tagen hatte Adah gesehen, wie sie sich nahe an die Glasscheibe gedrückt hatte, als suche sie in der Herrlichkeit der Morgendämmerung Trost.

An den Tagen, an denen ihre Tochter bereit gewesen war, mit ihr zu sprechen, hatte Lettie manchmal zur Windmühle der Nachbarn auf der anderen Seite des Feldes gedeutet, auf der sich die Sonnenstrahlen widergespiegelt hatten. „Es ist wie ein Geschenk“, hatte sie dann gesagt, als klammerte sie sich an alles, was das Leben ein wenig schöner machte. Als wäre sie für jede Kleinigkeit dankbar, die ihren Blick für einen Moment von ihrer Trauer ablenkte. Und von ihrer Schande.

Adahs Herz litt erneut unter dem alten Schmerz, den es ihr bereitet hatte, als sie herausfand, dass ihre junge Lettie schwanger war, – und dann ausgerechnet von dem jungen Mann, den sie und Jakob überhaupt nicht mochten. Die arme Lettie war so deprimiert gewesen, dass weder Adah noch sonst jemand sie aufmuntern konnten. Wie ein gefangener, kleiner Vogel in einem Käfig. So hatte Lettie an ihrer Fensterscheibe gestanden und geweint.

Aber bis vor Kurzem hatte es so ausgesehen, als gehörten jene dunklen, traurigen Tage der Vergangenheit an. Adah verachtete Samuel Gra-

ber nicht mehr, weil er ihre Tochter so verletzt hatte. Und sie machte Lettie auch keinen Vorwurf mehr daraus, dass sie sich in ihn verliebt und sich von ihm zu einer Sünde hatte hinreißen lassen. Sie hatte auch nie den Säugling vergessen, den Lettie auf ihren Druck hin weggegeben hatte. Adahs eigenes Enkelkind. Ebenso wenig konnte sie die Adoption vergessen, die gleich nach der Geburt in die Wege geleitet worden war.

Jetzt legte Adah die Hand auf das Fensterbrett des großen zweistöckigen Hauses ihres Schwiegersohnes Judah. Sie vertraute den neuen Tag dem allmächtigen Gott an, der ihn geschaffen hatte. Dem Gott, der Lettie kannte und der sie sah, wo auch immer sie sich gerade aufhielt.

Der Blick aus diesem Fenster gefiel Adah besonders gut, auch wenn er ganz anders war als der Blick aus dem Haus, in dem Jakob und sie früher gewohnt hatten. Vor einigen Jahren hatten sie ihr Haus ihrem jüngsten verheirateten Sohn Ethan und seiner Frau Hannah übergeben. Adah war damit zufrieden, den Herbst ihres Lebens unter dem Dach von Letties Mann zu verbringen. *Wenn nur Lettie auch hier wäre! Oh Herr, lass es doch bald wieder so sein!*

Sie trat näher ans Fenster und schaute zu, wie die Erde zum Leben erwachte. Der neue Tag wurde von der Sonne beschienen. In Bird-in-Hand herrschte bereits reges Leben. Die Bauern und ihre Maultiergespanne arbeiteten schon auf den Feldern. Ihr Jakob würde bald aufwachen, und sie würde sich von ihren schwermütigen Gedanken losreißen, zu ihm gehen und sein altes, wettergegerbtes Gesicht küssen. Dann würden sie sich anziehen und, wenn ihre Enkelinnen sie an den Tisch riefen, auf dem Lettie immer ein großzügiges Essen bereithielt, nach unten zum Frühstück gehen. Diese Aufgabe hatte jetzt die pflichtbewusste Grace übernommen. Sie war erst einundzwanzig und ähnelte in der gewissenhaften Art, wie sie kochte und den Haushalt führte, immer mehr ihrer Mutter.

„Was wird dieser Tag bringen?“, flüsterte Adah, bevor sie sich vom Fenster abwandte. „Kann Grace Lettie mit einem einzigen Telefonanruf ausfindig machen?“

Leise schritt sie in das größere Zimmer hinüber, das ihr und Jakobs Schlafzimmer war. Sie sah schon an der Tür, dass ihr Mann immer noch tief und fest schlief. In diesem Moment fragte sie sich, ob es die richtige Entscheidung gewesen war, Grace die Adresse der Pension in Kidron in Ohio zu geben, wo sie und Lettie vor so langer Zeit gewohnt

hatten. Sie trat leise ans Bett ihres Mannes, setzte sich auf die Bettkante und wartete, bis er die Augen aufschlug.

Wir haben Letties Geheimnis so lange gewahrt. Adah zitterte, als sie an Graces Entschlossenheit, ihre Mutter zu suchen, dachte, und daran, was sie möglicherweise finden würde.

Herr, habe ich einen Fehler gemacht?



An diesem selben Dienstag hörte Grace überrascht zu, als Mandy nach einem reichhaltigen Frühstück aus Bratkartoffeln, Rühreiern und Kräckern in warmer Milch plötzlich Henry Stahl erwähnte.

Mandy fegte gerade den Boden, hielt dann aber abrupt inne und sah von ihrem Krümelhaufen auf. „Ich will eigentlich überhaupt nicht darüber reden, aber Priscilla Stahl ist nicht gerade glücklich, dass du mit ihrem Bruder Schluss gemacht hast.“

Graces Magen zog sich zusammen. *Das geht Prissy überhaupt nichts an.*

„Hat *sie* dir das gesagt?“

„Ja.“ Mandy schob den Schmutz auf die Kehrschaufel.

„Prissy wird sich schon wieder beruhigen“, beschwichtigte Grace ihre Schwester. Dass sie nach dem Singen am letzten Sonntagabend mit Henry Schluss gemacht hatte, war sehr unangenehm gewesen, aber sie hatte sich diese Entscheidung reiflich überlegt. *Hat Henry das wirklich seiner Schwester erzählt? Es sieht ihm überhaupt nicht ähnlich, viel von sich preiszugeben.* Sie dachte an ihren älteren Bruder, Adam. *Ihm* hatte Grace es schon erzählt.

„Prissy sagt, du hättest Henry richtig abserviert.“ Mandy leerte die Kehrschaufel in den Abfalleimer unter der Spüle.

„Ich weiß nicht, woher sie so etwas wissen will.“

Mandy zuckte die Achseln. „Sie regt sich bei mir und zweifellos auch bei Adam lautstark darüber auf, dass du Henrys wunderbares Geschenk abgelehnt hast.“

Grace konnte nicht anders, sie musste lachen. „Was zwischen Henry und mir passiert ist, hatte nichts mit meinem Geburtstagsgeschenk, dieser Uhr, zu tun.“

„Deinem Verlobungsgeschenk, meinst du?“

Grace seufzte. Adams Verlobte, die sich überall einmischen musste, würde sicher irgendwann verstehen, dass Henry und sie nicht zusammengepasst hätten. Henry hatte das bestimmt schon selbst erkannt. Meine Güte, als Grace ihm gesagt hatte, dass sie sich trennen sollten, hatte er ihr nicht einmal widersprochen oder Gegenargumente hervorgebracht und um ihre Liebe gekämpft.

Vielleicht ist Liebe ein zu starkes Wort, überlegte sie. Sein ständiges Schweigen hatte sie in den Monaten, in denen sie ein Paar gewesen waren, mürbe gemacht. Dann war Mama von zu Hause fortgegangen und Grace hatte vermutet, dass Dat und seine distanzierte Art bestimmt der Grund dafür gewesen sein musste. Nein, Grace war klar, dass sie einen Mann wie Henry nie heiraten könnte.

Unvorstellbar, dass Mama schon seit fast einem Monat fort war. Es kam ihr viel länger vor, dass sie sich einfach in der Dunkelheit davongeschlichen hatte. *Wie soll eine Tochter über so etwas hinwegkommen?*

Dat verlor kein Wort mehr darüber, seit er mehrere Tage so krank gewesen war. Er arbeitete viel zu viel. Vielleicht war das seine Art, damit umzugehen. Adam und Joe und auch Mandy schienen ebenfalls ihre Traurigkeit tief in ihren verletzten Herzen vergraben zu haben. *Genauso wie ich.*

Mandy ging ins Wohnzimmer, um die Teppichläufer einzusammeln, sie hinauszutragen und dann auszuschütteln.

Währenddessen hob Grace den Deckel der Keksdose, in der ihre Mutter eine Telefonkarte für Notfälle aufbewahrte. Aber sie fand sie nicht. *Hat Mama die Telefonkarte mitgenommen?*

Sie überlegte, dass ihre Großmutter vielleicht eine Telefonkarte übrig hatte. Deshalb eilte sie durchs Wohnzimmer und den Mittelgang, in dem beide Seiten von Holzregalen gesäumt waren, in Mammi Adahs saubere Küche. Als sie sah, dass ihre Großmutter dort gerade Dawdis graue Haare schnitt, wartete sie im Türrahmen und gab keinen Ton von sich, solange Mammi Adah die Schere in der Hand hatte.

Während Grace sich an den Türrahmen lehnte, wurde ihr schmerzlich bewusst, dass ihre ganzen Hoffnungen sich auf den Telefonanruf konzentrierten, den sie ihrer Meinung nach unbedingt tätigen musste. Das Bedürfnis, in Kidron anzurufen, war so stark, dass es ihr fast körperliche Schmerzen bereitete.

Grace entfuhr unbewusst ein leises Stöhnen. Ihre Großmutter erschreckte sich und glitt mit der Schere ab. „Ach, Mammi, entschuldige“, sagte Grace, als sie sah, dass sie ihrem Großvater die Haare an einer Stelle zu kurz geschnitten hatte.

Dawdi schnaubte und beschwerte sich auf *Deutsch*.

Mammi verkniff sich ein Lachen, als sie den angerichteten Schaden sah. „Ach, Jakob, die Haare wachsen doch wieder“, sagte sie und legte sich die Hand auf den Mund, um nicht laut lachen zu müssen. „Nicht wahr, Gracie?“

Es war gut, dass ihr Großvater Mammis breites Lächeln nicht sehen konnte.

„Brauchst du etwas, Liebes?“, fragte Mammi Adah.

„Unsere Telefonkarte ist nicht mehr da. Könnte ich mir vielleicht eine von euch borgen? Ich zahle dir das Geld zurück, sobald ich meinen nächsten Lohn bekomme.“ Sie erwähnte nicht, dass sie in Ohio anrufen wollte. Das konnte sich Mammi Adah sicher denken.

„Ich muss nachsehen.“ Mammi runzelte die Stirn, als sie noch einmal Dawdis Haare betrachtete. Dann nahm sie schnell das Handtuch von seinem Hals, das sie mit einer hölzernen Wäscheklammer befestigt hatte, wie sie es immer bei seinem monatlichen Haarschnitt machte. „Du musst deinen Hut einen Monat lang ein wenig tiefer nach unten ziehen, Schatz“, sagte sie, bevor sie zur hinteren Treppe ging. Sie bedeutete Grace mit den Fingern, ihr zu folgen.

Als sie draußen waren, wurde Mammi Adahs Gesicht ernst. „Hast du gehört, dass Willow sich verletzt hat?“

Grace hatte ihrem Lieblingspferd erst gestern Abend einige Karotten zu fressen gegeben. „Gestern Abend ging es ihr noch gut. Was ist denn passiert?“

„Da Willow in Pferdejahren gerechnet älter ist als ich, hat die Stute bestimmt altersbedingte Probleme.“ Ein Schatten zog über Mammis Gesicht, als sie neben dem Arbeitstisch im Nähzimmer stehen blieb. „Es kann sein, dass sie gestrauchelt ist. Sie hat sich heute Morgen auf der Straße das Bein verletzt, hat dein Dat gesagt.“ Mammi berührte einen Stapel Stoffstücke, die sie schon in Quadrate geschnitten hatte, um daraus eine Quiltdecke zu nähen. „Es kann sein, dass sie ...“

„Dass sie was?“, fragte Grace.

Mammi legte sich die Hand an den Hals und seufzte.

Tränen traten Grace in die Augen. „Nein, nein! Sie darf nicht eingeschläfert werden.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ach, Mammi.“

Ihre Großmutter griff nach ihrer Hand. „Ach, so etwas ist nie leicht.“

„So etwas ist auch nie richtig!“ Grace schluckte ihre Tränen hinunter. „Wie kam es zu der Verletzung?“

„Dein Vater ist früh am Morgen zu einem der Prediger gefahren. Willow hat auf dem Rückweg anscheinend einen falschen Tritt gemacht und ist gestrauchelt. Sie hat sich ihr vorderes rechtes Bein verletzt.“

„Kann man das Bein nicht mit etwas einreiben? Das hilft doch bestimmt.“ Ihr Magen zog sich vor Sorge noch mehr zusammen, als Mammis Blick durch das Fenster zum Stall wanderte.

„Das musst du deinen Vater fragen, Liebes.“

Hatte Dat mit Dawdi und Mammi schon alles besprochen?

„Ich werde auf jeden Fall mit Dat sprechen.“

„Ich weiß, dass dein Vater alles getan hat, was möglich ist. Er hat Willows verletztes Bein untersucht, als Dawdi nach dem Frühstück in den Stall hinauskam“, sagte Mammi leise. „Wir wissen alle, wie gern du dieses Pferd hast.“

„Wie gern wir es *alle* haben, nicht wahr?“

Grace sah in Mammis ernsten, grauen Augen den Schmerz der letzten Wochen. Auch schon vor Mamas Verschwinden hatte Mammi Adah sehr gereizt gewirkt. Die Beziehung zwischen Dat und Mama war schon viel zu lange ziemlich angespannt gewesen, und das war für ihre Großeltern bestimmt nicht leicht.

Obwohl sie am liebsten sofort in den Stall hinausgeeilt wäre, griff Grace nach den lila und grünen Quadraten auf dem Nähtisch. *Es hat keinen Sinn, sich wegen etwas aufzuregen, das man nicht ändern kann.* Sie schob die Quadrate herum und legte sie zusammen, während Mammi in einer Schublade mit Nähmaschinen nach der Telefonkarte suchte. „Wenn Willow getötet werden muss, wird alles hier nur noch trauriger“, sagte Grace lauter, als sie es hätte sagen sollen.

„Das stimmt“, gab Mammi ihr recht und reichte ihr die Karte.

„Denki, Mammi.“ Jetzt war es höchste Zeit, dass Grace sich auf den Weg machte, um vom öffentlichen Telefonhäuschen aus in dieser Pension im fernen Ohio anzurufen. Grace hatte keine Ahnung, was dieses *Kidron Inn* damit zu tun haben sollte, dass ihre Mutter vor einigen Wochen weggegangen war, aber es schien ein Zusammenhang mit der

Vergangenheit zu bestehen. Allein schon der Umstand, dass Mammi Adah ihr die Adresse gegeben hatte, verriet, wie wichtig sie sein musste.

Sie hielt die kleine Karte fest und eilte zur Treppe, von wo aus sie ihren Großvater immer noch murren hörte. „Dawdi ist ziemlich außer sich“, rief sie über ihre Schulter nach hinten und hoffte, ihre Großmutter würde die indirekte Aufforderung verstehen, nach unten gehen und ihn beruhigen. Wer konnte schon sagen, welche Nachrichten Grace ihnen bald bringen würde?

Mit einem ziemlich flauen Gefühl im Magen ging sie wieder in Mammis Küche hinab. Dawdi stand mit dem Gesicht zur Tür. Sein Hals war vor Frustration ganz rot angelaufen. „Adah, bring mir einen Handspiegel“, sagte er.

Grace, die sich für seinen missglückten Haarschnitt verantwortlich fühlte, huschte schnell zur Tür hinaus. Sie warf einen Blick zum Stall und hätte Dat gern gefragt, was man für Willow noch tun könne, aber so wie sie ihren Vater kannte, würde der Tierarzt bestimmt bald hier sein. In diesem Moment galt ihre Aufmerksamkeit mehr ihrer vermissen Mutter als der braunen Stute, die früher so anmutig gewesen war. Grace hob ihren langen Rock etwas hoch und lief an den Bäumen vorbei zur Straße.

Ich rufe am besten an, bevor noch ein Tag vergeht.

Kapitel 2

Während sie die Beechdale Road hinaufging, bemerkte Grace die Stille dieses Morgens, die nur durch einen gelegentlichen Windstoß oder das einsame Blöken eines Lammes hinter dem Zaun ihres Vaters unterbrochen wurde. Sie spürte die scharfen Spitzen des Schotters und der kleinen Steine an ihren nackten Fußsohlen. Es war dieselbe Straße, auf der sie ihrer Mutter rufend nachgelaufen war, als sie in der Dunkelheit des frühen Morgens heimlich das Haus verlassen hatte.

Ein einsamer weißer Drache schwebte hinter Prediger Smuckers Steinhaus in der Ferne hoch oben am Himmel, und mindestens ein Dutzend Rotkehlchen kreiste über ihrem Kopf. Während sie ihr Gesicht mit der Hand vor dem nächsten Windstoß schützte, erinnerte sich Grace, wie still es in der Stunde gewesen war, in der ihre Mutter weggegangen war. Ungewöhnlich still.

Sie griff in ihre Kleidtasche und ertastete den Zettel, den Mammi Adah ihr gestern gegeben hatte, und die Telefonkarte ihrer Großmutter. Der Maiwind spielte mit dem Rocksaum ihres langen grünen Kleides und ließ ihre *Kappbänder* nach hinten fliegen, während sie die Handschrift ihrer Großmutter las: *Kidron Inn*.

Bist du dorthin gefahren, Mama? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden, aber Grace war bei dem Gedanken, mit einem Fremden zu telefonieren, sehr unbehaglich zumute. Trotz ihrer Vorfreude darauf, möglicherweise die Stimme ihrer Mutter hören zu können, zögerte sie, diesen Anruf zu tätigen. Sie konnte die traurige Erinnerung einfach nicht von sich abschütteln, dass ihre Mutter an jenem Tag nicht auf ihre flehenden Rufe reagiert hatte.

Vielleicht hat sie mich nicht gehört.

Grace gab anderen gern einen Vertrauensbonus. Sie vermutete, dass ihre Mutter nicht gewollt hatte, dass sie oder irgendjemand anders sie sehen würde. Aber bedeutete das vielleicht auch, dass Mama jetzt nicht mit ihr sprechen würde? Obwohl Grace es nicht erwarten konnte, etwas – *irgendetwas* – zu erfahren, wollte sie ihrer Familie nicht noch mehr Kummer bereiten. Sie hatten schon zu viel durchgemacht.

Will ich mich um das Telefonat herumdrücken?

Als sie das kleine Holzhäuschen vor sich sah, beschleunigte sie ihre Schritte. Hinter mehreren Bäumen versteckt, die abseits von der Straße standen, befand sich das Telefonhäuschen, das die Amisch dort aufgestellt hatten. Mammi Adah hatte ihr erzählt, dass der Bischof diese Stelle vor einiger Zeit persönlich ausgesucht und gesagt hatte, es sei keine gute Idee, diese moderne Verbindung zur Außenwelt zur Schau zu stellen, besonders vor den Augen der ganzen Englischen, die täglich daran vorbeifuhren.

Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle, als sie daran dachte, in dieser Abgeschiedenheit ein Ferngespräch zu führen. Sie benutzte dieses Telefon eigentlich nie, außer wenn sie einen Fahrer bestellte.

Ich muss es tun!

Sie sah schon den ausgetretenen, schmalen Pfad vor sich, der zum Telefonhäuschen führte. Als sie unter den tief hängenden Zweigen der alten Bäume hindurchging, musste sie den Kopf einziehen. Am Häuschen angekommen, legte sie die Hand an die Holztür und zögerte. Sie wünschte, sie hätte sich vorher überlegt, was sie eigentlich sagen wollte, da hörte sie in der Nähe einen Hund bellen. Und jemanden, der schluchzte.

Sie sah hinter sich und konnte durch die Blätter hindurch Jessica Spangler erkennen, die mit überkreuzten Beinen im Gras saß, das Gesicht in den Händen hielt und weinte. Der goldene Labrador der Familie kam angelaufen und blieb neben Jessica stehen, als wolle er sie trösten.

Was ist denn passiert? Warum weint Jessica?

Grace vergaß schnell die Telefonzelle und eilte die Straße hinauf zu ihrer langjährigen englischen Nachbarin. Die traurige Jessica saß im Gras vor dem schönen Ziegelhaus ihrer Familie mit den weißen Fensterläden. Grace lief zu ihr, um sie zu trösten.

Ich rufe später in der Pension an, so Gott will.



Im Café herrschte ein reges Stimmengewirr, aber Heather Nelson war unerwartet entspannt, während sie an einem Ecktisch saß und es genoss, dass sie sich hier ins Internet einloggen konnte. Sie saß am selben gemütlichen Platz wie gestern. Genau genommen, hatte sie die-

sen Tisch auch schon am Sonntag mit Beschlag belegt, am „Tag des Herrn“, wie die Riehls diesen Tag nannten. Sie hatte gewartet, bis Andy und Marian mit zwei grauen Einspännern voller Kinder zu ihrem Predigtgottesdienst aufgebrochen waren, bevor sie das Haus verlassen und diese gemütliche Nische gefunden hatte, von der sie auf den strahlend blauen Himmel hinausschauen konnte.

Heute war sie zu abgelenkt, um an ihrer Abschlussarbeit zu schreiben. Die beängstigenden Fragen, was in ihrem Körper nicht stimmte, ließen ihr keine Ruhe. Statt zu ihrer Abschlussarbeit fühlte sich Heather zu einem besonders interessanten Chatroom über Gesundheitsfragen hingezogen. Sie war fasziniert von einem Chatpartner, der sich *Ich-will-leben* nannte und der offen erzählte, dass er sich für einen naturheilkundlichen Weg zur Behandlung seiner Krankheit entschieden hatte. Heather wollte gern mehr erfahren und schaltete sich in das Gespräch ein. Anfangs kam es ihr sonderbar vor, sich mit Fremden über etwas so Persönliches zu unterhalten, aber nach einer Stunde hatte sie das Gefühl, dieser neu gefundene Kontakt zu anderen Krebspatienten könnte ihr helfen, über die Verletzungen hinwegzukommen, die ihr ehemaliger Verlobter ihr zugefügt hatte. Was machte es schon, dass Devon Powers sie wegen einer anderen Frau sitzen gelassen hatte? Dass er ihre Verlobung gelöst hatte, sagte mehr über ihn aus als über sie. Sie wäre ohne ihn besser dran als mit ihm. Heather hatte wirklich das Gefühl, dass sie den ersten Schock überwunden hatte. Wenigstens wachte sie nicht mehr mitten in der Nacht weinend auf.

Und wenigstens habe ich ihm nie alles erzählt. Ein gewisser Zynismus hatte sich bei ihr eingestellt. Sich mit jemandem wie *Ich-will-leben* zu unterhalten könnte eine produktive Art sein, mit ihrer Einsamkeit fertigzuwerden. Sie war klug genug, keine konkreteren Informationen über sich preiszugeben. Schließlich wusste man nie genau, mit wem man sich im Internet unterhielt. Aber Heather war es müde, mit ihren Gedanken allein zu sein, und konnte gut verstehen, dass jemand süchtig nach Chatrooms werden konnte. Es war nicht so, dass sie glauben würde, dieser neue Freund würde sich wirklich etwas aus ihr machen. Aber er war *da*, ganz im Gegensatz zu ihrem früheren Verlobten. Oder den wenigen Freunden, die sie am *College of William and Mary* gehabt hatte.

Als er seinen Blog, „Speise für die Gedanken“, erwähnte, klickte

Heather ihn an und wollte alles über ihn lesen. Sie lehnte sich zurück und verschlang die letzten Einträge. Als sie damit fertig war, kehrte sie zum Chatroom zurück, um mehrere andere Einträge zu lesen, bevor sie merkte, dass sie schon viel zu lange im Internet war. Seit über zwei Stunden.

Andererseits habe ich Zeit, oder?

Sie ließ ihren Blick aus dem Fenster schweifen und flüsterte: „Oder nicht?“ Sie betrachtete die hügelige, grüne Landschaft und wurde von dem starken Wunsch ergriffen, mit ihrer Mutter zu sprechen. Konnte Heathers Mutter sie vom Himmel aus sehen, wie sie mit ihrer beängstigenden Diagnose kämpfte?

Während sie mit den Fingern auf den Tisch trommelte, hoffte sie, ihr Vater würde seine Absicht, früher als geplant hierherzukommen, wahr machen. So hatte er es zumindest in seiner letzten Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter angedeutet. Wollte er wirklich ihre Meinung zu seinem Entwurf für das Haus, das er unbedingt bauen wollte, hören? Sie ließ die Vorstellung von einem modernen Bauernhaus mit Strom und einer voll ausgestatteten, modernen Küche und Badezimmern mitten im Amischland auf sich wirken. Machte er sich eigentlich irgendwelche Gedanken, was seine amischen Nachbarn davon halten würden, die alles Moderne wie Autos und Fernsehgeräte aus ihrem Leben verbannen? Und die auch ihre eigenen Leute mit dem Bann belegten, wenn sie sich nicht haargenau an die Kirchenvorschriften hielten.

Sie erschauerte beim Gedanken, dass man wegen solcher Nichtigkeiten seine Familie verlieren konnte. So vieles an der amischen Lebensweise war für sie unbegreiflich, besonders die Vorstellung, völlig gehorsam zu sein, den eigenen Willen aufzugeben und sich Gott und einer abgeschlossenen Gemeinschaft unterzuordnen. Das war das genaue Gegenteil von der Selbstverwirklichung, zu der sie erzogen worden war. Aber was die amische Arbeitsmoral anging, so gab es darüber viel Lobenswertes zu sagen.

Sie fragte sich, ob die amische Betonung darauf, das Land zu bearbeiten, ihren Vater irgendwie faszinierte. „*Wir werden dann mehr Zeit haben, die Natur zu genießen und miteinander einen Garten anzulegen*“, hatte er in seiner letzten Nachricht gesagt, als ob das Grund genug wäre, an einem anderen Ort ein völlig neues Leben anzufangen. Und die Wurzeln ihres ganzen bisherigen Lebens auszureißen. Der Bundes-

staat Virginia war wirklich sehr dicht besiedelt, wenigstens dort, wo sie wohnten, in der Nähe von Williamsburg. Aber warum musste er ihr geliebtes Elternhaus verkaufen und hierherziehen?

Heather versuchte, sich ihren Vater bei der Gartenarbeit vorzustellen. Sich selbst hatte sie nie als Naturmenschen gesehen. Abgesehen von den Nachmittagen, die sie mit Freunden vom College am Strand verbracht hatte, und von den langen Spaziergängen mit ihrer Mutter, bevor der Krebs gekommen war, hatte sie noch nie etwas dagegen gehabt, einen Großteil ihrer Zeit im Haus zu verbringen. Außerdem hatte ihr Amerikanistikstudium viel Zeit gekostet. *Bis vor einem Monat.*

Seit ihrer Diagnose hatte sie fast alles gelesen, was im Internet über Morbus Hodgkin und Heilungsmöglichkeiten, sowohl im Bereich der konventionellen Medizin als auch im Bereich der alternativen Heilverfahren, zu finden war. Letzteres hatte sie hierhergeführt, in eine Gegend, in der sie schon einmal einen tiefen Frieden, fernab vom Stress ihres normalen Lebens, erlebt hatte. *Lancaster County. Mama und ich haben diese Gegend immer geliebt.*

Seit sie vor zwei Wochen ihr Zimmer auf dem Bauernhof der Riehls bezogen hatte, hatte sie häufige Spaziergänge am Mill Creek unternommen. Selbst so ungewohnte Aktivitäten wie mit der ältesten Tochter der Riehls, der zwanzigjährigen Becky, Eier einzusammeln, hatte sie genossen. Bevor sie sich von Becky und ihrer Familie ein wenig zurückgezogen hatte, hatte Heather bereits gelernt, verblühte Blüten von den bunten, mehrjährigen Blumen am Gehweg zu pflücken, und sie hatte auch im Gemüsegarten mitgearbeitet.

Aber selbst in dieser Umgebung, die einem Bilderbuch entsprungen zu sein schien, fühlte sich Heather in verschiedene Richtungen gezerrt. Einerseits erlebte sie eine nagende Ruhelosigkeit und gleichzeitig eine unerklärliche Zufriedenheit. Viel mehr als auf dem historischen Campus von Williamsburg, wo sie von den Reizen der akademischen Welt, die sie so liebte, umgeben gewesen war. Und sie erlebte hier sogar mehr Glück und Zufriedenheit, als sie mit Devon Powers je gehabt hatte. *Bevor er in den Irak geschickt wurde.*

Sie seufzte und erkannte, dass sie die Erinnerungen an das Ende ihrer Verlobung und die taktlose Art, wie Devon mit ihr Schluss gemacht hatte, vergessen musste. Sie musste von alledem frei werden, um ihre Energie darauf konzentrieren zu können, wie sie mit natürlichen Mit-

teln ihre Krankheit besiegen wollte. Ihr Onkologe, Dr. O'Connor, hatte ihre Krankheit als „relativ gut heilbar“ bezeichnet. Aber seine Heilungsmethode war mit einer Chemotherapie verbunden und höchstwahrscheinlich mit Bestrahlungen, gegen die sie sich vehement wehrte. Wenn sie eine andere Heilungsmöglichkeit fände, würde sie auf keinen Fall den Weg einschlagen, den ihre Mutter genommen und der ihr am Ende auch nicht wirklich geholfen hatte.

Sie war froh, dass sie auf der Warteliste von Dr. Marshall stand, der Naturheilpraktikerin, die ihre Mutter damals hatte aufsuchen wollen. Falls ein früherer Termin frei werden sollte, würde die Praxis Heathers vereinbarten Termin, der noch einige Wochen entfernt lag, vorziehen. Heather lehnte sich in ihrer Nische zurück und lockerte ihren steifen Nacken. Während sie das tat, fiel ihr wieder die Sicherheitsnadel auf, mit der sie den Bund ihrer mittlerweile viel zu großen Jeans zusammenhielt. *Kann ich diese Krankheit besiegen?* Sie dachte so angestrengt über diese Frage nach, dass sie schon glaubte, sie hätte sie laut ausgesprochen.

Sie schaute sich etwas verlegen um, aber niemand an den Nachbarischen schien von ihr Notiz zu nehmen. Sie konzentrierte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Seite, die sie auf ihrem Laptop immer noch geöffnet hatte. Dank des Drängens ihres Chatpartners war sie fest entschlossen, zuerst den naturheilkundlichen Weg einzuschlagen.

Wird Dr. Marshall mir helfen können?

Kapitel 3

Jessica saß immer noch wie ein Häufchen Elend auf dem Rasen, als Grace näher kam. Ihre schulterlangen, kastanienbraunen Haare wehten um ihr hübsches Gesicht, als sie sich die Tränen wuschelte. *Was ist der Grund für diese tiefe Traurigkeit?*

Grace setzte sich neben sie. „Ich habe dich weinen gehört.“

„Meine Eltern streiten wieder“, brachte Jessica mit Tränen in den Augen über die Lippen. „Mama telefoniert gerade mit Dad.“

Grace schob ihre nackten Zehen tief ins Gras. „Das tut mir leid.“

„Sie streiten viel, und in letzter Zeit ist mein Vater kaum noch zu Hause. Das jagt mir eine Heidenangst ein.“

„Um deine Eltern?“

„Ja, um sie auch ...“

Grace berührte Jessicas Arm. „Um wen noch?“

„Ich habe fast zu viel Angst, um zu heiraten.“ Jessica schob sich ihre dichten Haare hinter das Ohr. „Ich meine, passiert das, wenn man viele Jahre verheiratet ist? Lebt man sich dann einfach auseinander?“

Grace, die wünschte, ihre eigene Mutter wäre zu Hause geblieben und nicht einfach weggegangen, hatte das Gefühl, Jessicas Bedenken ein Stück weit verstehen zu können. „Aber du darfst nicht vergessen, dass es auch viele Ehepaare gibt, die gut miteinander auskommen“, sagte sie leise.

„Aber *meine* Eltern gehören nicht dazu“, kam Jessicas traurige Antwort.

In diesem Moment kam ihre Mutter, Carole Spangler, mit einem langen, weißen Hemd über ihrer ausgewaschenen Bluejeans zur Tür heraus. Ohne ein Wort zu sagen, hob sie den Gummiball auf, holte aus und warf ihn für den schönen Labrador auf die Wiese. Der Wind trug den Ball weit, aber der Hund sprang ihm ohne Anstrengung hinterher und fing ihn mit den Zähnen auf. Dann rannte er über den weiten Rasen zurück zu Grace und ließ ihr den Ball in den Schoß fallen.

„Er mag dich“, sagte Jessica mit einem schwachen Lächeln.

Grace hob den Ball auf, warf ihn, so weit sie konnte, und schau-

te dabei zum Haus ihres Vaters in der Ferne hinüber. Sie hätte ihrer Freundin gern ein paar ermutigende Worte gesagt. Aber sie hatte selbst ähnliche Bedenken gehabt, als sie sich noch gefragt hatte, ob sie Henry Stahl heiraten soll.

Der Hund jagte dem Ball hinterher, blieb dann aber plötzlich hechelnd stehen und betrachtete die Weide mit den Schafen. Er stellte aufmerksam die Ohren und den Schwanz auf. Verwirrt fragte sich Grace, wie eine sich langsam bewegende Schafherde die Aufmerksamkeit eines so energiegeladenen Hundes erregen konnte.

Gerade als Grace das Gefühl hatte, dass sie sich wieder auf den Heimweg machen sollte, forderte Carole Jessica auf, zu den Riehls zu gehen und ein Dutzend Eier zu kaufen. „Es sieht so aus, als hättest du zu viel Zeit“, sagte sie, worauf Jessica leise stöhnte.

„Ach, lassen Sie mich die Eier holen“, bot Grace an, die Mitleid mit ihrer Freundin hatte.

„Gracie, nein. Das musst du wirklich nicht machen“, sagte Jessica schnell.

„Das tue ich gern.“ Grace stand vom Gras auf und wischte ihr langes Kleid und ihre Schürze ab.

Carole nickte und zog einen Fünf-Dollar-Schein aus ihrer Tasche. „Den Rest des Geldes kannst du behalten. Vielen Dank für deine Mühe. Ich habe so viel zu tun, dass ich nicht weggann“, sagte sie. „Ich muss mehrere Kuchen für unseren Kuchenverkauf in der Kirche backen.“ Die Frau war immer sehr beschäftigt, erinnerte sich Grace. Selbst als Carole nach Dats Zusammenbruch vor einigen Tagen gekommen war, um den Puls und die Atmung ihres Vaters zu kontrollieren, hatte sie so ausgesehen, als hätte sie es eilig, wieder nach Hause zu kommen.

Ihr ganzes Leben lang beobachtete Grace nun schon, was für ein hektisches Leben ihre englischen Nachbarn führten. Sie waren kaum zu Hause, hatte Mama einmal festgestellt, und jammerten dann, dass sie sich kaum noch sahen.

„Ich bin mit den Eiern gleich wieder da“, sagte Grace.

Carole dankte ihr. „Aber du musst dich nicht beeilen. Hauptsache, ich habe sie irgendwann am Nachmittag.“

„Sind Sie sicher?“

„Für die Kuchen habe ich genug Eier. Am Nachmittag reicht es“,

sagte Carole und warf einen Blick auf Jessica, die immer noch im Gras saß und sich die Tränen abwischte.

„Also gut.“ Grace schirmte mit der Hand ihre Augen vor dem grellen Sonnenlicht ab und nahm das Geld. Dann sagte sie zu Jessica: „Komm mich besuchen, wann immer du willst, ja?“

Jessica blickte kurz auf und nickte. „Danke, Gracie.“

Schweren Herzens ging sie zur Straße und bog nach links zu ihrem Elternhaus ab. Als sie sich wieder dem Telefonhäuschen näherte, fiel ihr ein, dass Dat und Mammi Adah und auch Mandy sicher gespannt darauf warteten, was sie über ihre Mutter in Erfahrung gebracht hatte.

„Was soll ich ihnen sagen?“, überlegte sie laut. *Dass Jessicas Eltern auch Schwierigkeiten haben?*

Ihre ganze Familie wartete auf eine Nachricht von ihrer Mutter. Aber noch besser wäre es, wenn Mama einfach nach Hause käme. Das wäre das Einzige, was sie alle wirklich zufriedenstellen würde. Da die Hoffnung darauf jeden Tag ein wenig mehr schwand, füllte Grace ihre Stunden mit so viel Arbeit aus, wie ein Mensch zwischen Tagesanbruch und dem Abend bewältigen konnte.

Jetzt eilte sie an den Bäumen vorbei, die das Telefonhäuschen verbergen, dessen einziges Fenster in Richtung Norden zum Hof der Riehls hinausging. *Morgen ...*

Als Grace die Straße hinaufeilte und am Haus ihres Vaters vorbeiging, fiel ihr auf, dass sich seine Schafe alle in einer Ecke der Wiese zusammengedrängten und dass das Pferd und der Einspanner des Tierarztes in der Einfahrt standen. Sie schickte ein stilles Gebet für Willow zum Himmel und ging weiter zu den Riehls. Sie hoffte, Mandy und Mammi Adah hätten sie nicht auf der Straße bemerkt. Sie war nicht in der Stimmung, über noch mehr traurige Vorkommnisse in der Nachbarschaft zu sprechen.

Sie bog in die Einfahrt der Riehls und sah, dass Becky gerade eines ihrer Pferde vor die graue Familienkutsche spannte. „Wie geht’s?“, rief sie ihrer besten Freundin zu.

„Gut. Und dir?“ Becky hob den Kopf. Auch ihr Gesicht sah ganz traurig aus.

Grace eilte zu ihr. „Du weinst ja!“ *Weint denn heute hier jeder?*

Becky nickte langsam. „Ja, dumm von mir.“

„Nein, nein. Das ist überhaupt nicht dumm.“

Becky vergrub das Gesicht in ihren Händen. „Oh, Gracie.“

Grace legte ihrer Freundin eine Hand auf die Schulter und schaute sich schnell um, um sich zu vergewissern, dass niemand sie beobachtete. „Geh mit mir irgendwohin, wo wir uns ungestört unterhalten können, einverstanden?“

„Hilf mir einfach, das Pferd anzuspannen.“ Becky wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. „Ich habe es Mama versprochen.“

Grace tat, was sie konnte, um das Pferd schneller anzuschnirren, doch ihre Freundin begann mit einem Mal, Grace ihr Herz auszuschütten. Sie erzählte ihr, wie traurig sie wegen Yonnie Bontrager war, dem attraktiven jungen Mann, auf den sie ein Auge geworfen hatte. „Ich dachte, er würde mich mögen. Ehrlich.“

„Das dachte ich auch.“ Grace erwähnte nicht, dass sie gesehen hatte, wie Yonnie am letzten Sonntagabend nach dem Singen allein nach Hause gegangen war.

„Ach ... ich habe keine Ahnung, was mit ihm los ist.“

Grace überlegte. „Das ist bei einigen Männern schwer zu sagen.“

„Wie recht du hast!“

Grace sah Becky mitfühlend an. „Hat Yonnie irgendetwas gesagt? Hat er erklärt, warum ...“

„Er hat einfach aufgehört, mich zu bitten, mit ihm spazieren zu gehen. Einfach so, von einem Tag auf den anderen.“ Becky atmete langsam ein und schloss ihre Augen. „Bei den letzten beiden Treffen der jungen Leute hat er plötzlich Abstand zu mir gehalten.“

„Ach, Becky, das tut mir so leid.“ Grace hatte Yonnie öfter mit Becky gesehen und eigentlich gedacht, sie würden zusammenpassen.

Becky richtete sich auf und streichelte lange die Mähne des Pferdes, bevor sie weitersprach. „Wenn ich ehrlich bin, habe ich ihn wahrscheinlich mehr gemocht als er mich.“

„Das kann ich mir nicht vorstellen.“

Becky legte sich die Hand aufs Herz, und ihr Blick wanderte in die Ferne. „Er ist ganz anders als vorher ...“

Einige Männer verloren viel zu schnell das Interesse an einem Mädchen. „Na ja, es ist immer noch besser, wenn man das herausfindet, bevor man verlobt ist oder ...“ Grace brach ab und musste an Jessicas Eltern denken.

„Oder verheiratet?“

„Ich will damit nur sagen, dass es vielleicht besser ist, sich zu trennen, wenn er sich so benimmt!“ Sie berührte Beckys Arm. „Es tut mir wirklich sehr leid, dass er dich so traurig macht.“

Sie gingen miteinander ins Haus, wo Beckys Mutter, Marian, Grace mit ihrem üblichen strahlenden Lächeln begrüßte, während sie sich die Hände an der Schürze abwischte. „Schön, dass du vorbeikommst. Magst du etwas zu essen?“

Grace fiel plötzlich wieder ein, warum sie gekommen war. Sie steckte die Hand in ihre Kleidtasche und zog die fünf Dollar von Mrs Spangler heraus. „Unsere englischen Nachbarn brauchen ein Dutzend Eier.“ Sie hielt Marian das Geld hin.

„Das Geld kannst du gleich wieder einstecken. Ich will von unseren Nachbarn kein Geld. Sie haben uns schon so oft einen Gefallen getan!“ Marian ging sofort zum gasbetriebenen Kühlschrank und zog einen Karton mit einem Dutzend Eiern heraus. „Diese Eier sind ganz frisch. Von gestern Nachmittag.“

„Das ist gut.“ Grace nahm die Eier und öffnete die Hintertür, während sie sich bei Marian bedankte. Sie glaubte, das schmerzvolle Wiehern eines Pferdes zu hören, das der Wind an ihre Ohren trug. Sie konnte es nicht erwarten, nach Willow zu schauen und zu hören, was der Tierarzt gesagt hatte, und ging deshalb, so schnell sie konnte, nach Hause.

Bitte, Herr, hilf, dass Willow wieder gesund wird.



„Wie du weißt, ist Willow für uns nicht nur irgendein Pferd“, erklärte Judah Byler dem Tierarzt, Jerry Wilder. „Wir haben das Tier ins Herz geschlossen.“ *Besonders Grace.*

Jerry untersuchte die Gelenke aller vier Beine nach Schwellungen. Er war ein untersetzter Mann mit dunkelbraunen Haaren und Brille, und obwohl er unübersehbar ein Engländer war, trug er ein schlichtes graues, langärmeliges Hemd und braune Hosenträger wie die Amisch. Jerry kümmerte sich seit über dreißig Jahren um alle Tiere der Bauern in Bird-in-Hand, und Judah schätzte seine bedächtige Art, Entscheidungen zu treffen. An diesem Mann gab es nichts Impulsives.

Judah berührte Willows Kopf, um sie ein wenig zu beruhigen. Sie

stellte die Ohren auf. Ihre Augen waren auf Jerry gerichtet, als er sie jetzt vorsichtig nach möglichen Verletzungen oder Entzündungen abtastete und bei jedem Schritt erklärte, was er tat. Er fuhr mit den Händen über die Schultern und Hüften der Stute und hob dann jeden Huf, um ihn zu untersuchen. „Ich schaue, ob sie irgendwelche Wunden hat oder ob sie sich etwas eingetreten hat, und ob die Hufe voll Schmutz sind. Bis jetzt sieht alles gut aus“, sagte er, nachdem er mit den ersten beiden Beinen fertig war.

Er bat Judah, Willow ruhig zu halten, während er nach hinten ging, um zu sehen, ob sie ihr Gewicht gleichmäßig auf alle vier Beine verteilte. „Genau wie du gesagt hast, ihr rechtes Vorderbein ist das Problem“, stellte er fest und erklärte, dass dieses Bein leicht gebeugt war. „Dieses Bein belastet sie eindeutig weniger als die anderen.“

Jerry richtete sich auf und schüttelte den Kopf. „Wenn ich mich nicht sehr täusche, leidet Willow an Hufrehe, einer Entzündung der Huflederhaut. Das könnte ihre Verletzung verursacht haben. Wenn man dazu noch bedenkt, wie alt sie ist, sieht es nicht gut aus.“

Judah hielt Willow weiterhin fest. Die Stute war aufmerksam, schien aber keine Angst zu haben. „Kann sie wieder gesund werden?“

„Ganz ehrlich gesagt: Das wäre ein Wunder.“ Der Tierarzt legte dem Pferd die Hand auf die Nase und streichelte es behutsam. „Ich würde vorschlagen, dass sich eure Familie noch mehr als sonst um sie kümmert. Wenn sie sich weigert zu laufen, solltest du mich holen, damit wir ihren Fuß röntgen können. Ich gebe ihr heute etwas gegen die Schmerzen.“ Er schaute sich im Stall um. „Und du solltest ihr ein weiches Lager aus Sägemehl oder Holzspänen machen. Das ist für sie bequemer.“

„Gut, wird gemacht“, sagte Judah.

„Ich hoffe, ich irre mich, aber ich fürchte, dass du das Pferd letztendlich doch von seinen Schmerzen erlösen musst.“

Judah erschauerte bei der Vorstellung, Willow einschläfern zu lassen. Wie würde Grace das verkraften? Sie gab sich stark, aber er war überzeugt, dass sie hauptsächlich ihren Brüdern und Mandy zuliebe so viel Mut zeigte. *Und zweifellos auch mir zuliebe.* Willow zu verlieren, das wäre für sie, als würde sie einen Freund verlieren. *Das könnte sie im Moment nicht auch noch verkraften.*

„Du weißt, wie du mich erreichen kannst, Judah.“

Er nickte.

Jerry winkte leicht mit der Hand. „Viel Glück.“

Das können wir in mehrerlei Hinsicht brauchen.

„Ich rufe dich an ... falls das nötig sein sollte.“

Der Wind kam auf und wirbelte alte Blätter über den Weg, während Judah stehen blieb und dem Tierarzt nachschaute. Er hob die Hand und massierte seinen schmerzenden Nacken. Dann drehte er sich schweren Herzens wieder zum Stall und zu Willow um.

„Das tut mir so leid, Mädchen.“ Er bückte sich und streichelte vorsichtig das verletzte Bein.

„Dat?“

Er hatte Grace nicht in den Stall kommen hören und drehte sich abrupt um. „Du hast mich erschreckt.“

„Das wollte ich nicht.“ Sie schmiegte sich an Willow. „Sie wird wieder gesund, nicht wahr?“

Judah wiederholte, was der Tierarzt gesagt hatte, verschwieg aber, dass sie das Tier möglicherweise einschläfern lassen müssten. „Sie hat Hufrehe.“

Tränen traten Grace in die Augen. „Oh nein!“

„Es wäre ein Wunder ...“, begann er und brach dann ab. Seine Tochter wusste, wie kritisch die Situation war.

„Ich werde beten, Dat. Ist es kindisch, Gott für ein Tier zu bitten?“

Großes Mitgefühl regte sich in Judah. „Das kann ich nicht sagen.“ Er bedachte sie mit einem liebevollen Lächeln.

„Dann werde ich nicht aufhören zu beten.“ Sie stand auf und küsste Willow auf die Nase.

Die Wärme in Judahs Herz gab ihm das Gefühl, lebendig zu sein. Aber erst nachdem Grace wieder ins Haus zurückgegangen war, brannen die Tränen in seinen Augen und verschleierten seinen Blick, bevor sie unkontrolliert über sein Gesicht liefen. Der Herr gibt ... und der Herr nimmt.